Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Postanstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: **Arthur Levysohn** in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Wigblatt „ULK", der satirischen Montags-Beilage „Reigerlei", dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Rußland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von **Rudolf Mosse** in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 312. **Berlin, Mittwoch, den 24. Juni 1891.** **XX. Jahrgang.**

Beim bevorstehenden Quartalswechsel ersuchen wir besonders unsere geehrten auswärtigen Abonnenten, die **Abonnements-Erneuerung thunlichst zu bewerkstelligen,** damit der regelmäßige Empfang unserer Zeitung keine Unterbrechung erleide. Bekanntlich liefern die Postämter das Blatt nur gegen besondere Bestellung. Die Abonnementspreis für das **wöchentlich 13mal erscheinende Berliner Tageblatt"** und **„Handels-Zeitung"** nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Humor. Wigblatt **„ULK"**, Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"**, der feuilletonistischen Montagsbeilage **„Reigerlei"** und den „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** beträgt nach wie vor nur **5 M. 25 Pf.** vierteljährlich.

Man abonnirt zu diesem Preise bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches, bei sämmtlichen Berliner Zeitungsspeditoren, sowie bei der unterzeichneten Expedition. Ebenso nehmen entgegen, sowie bei der Postanstalten in Oesterreich, der Schweiz, in Italien, Belgien, Luxemburg, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, sowie das deutsche Postamt in Konstantinopel für die Europäische Türkei Abonnements mit entsprechendem Postaufschlag entgegen. Im **weiteren Ausland** ist der Kreuzband-Abonnement zulässig; es beträgt ein solches für Monat 4 M. 70 Pf. und kann jederzeit begonnen werden. In Ländern, welche nicht dem Weltpostverein angehören, beträgt das Abonnement monatlich 7 M. 70 Pf.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt", Berlin SW.

Verstaatlichung der Apotheken?

Unter den diesen Anträgen, die dem Reichstage noch zur Berathung überwiesen waren, befand sich auch einer der sozialdemokratischen Fraktion auf **Verstaatlichung der Apotheken.**

Schon bald nach dem Bekanntwerden dieses Antrages traf man mehr oder minder sozialistisch angehauchten Blättern hier und anderer Artikel, die sich über den Antrag äußerten und, wenn sie auch gerade nicht mit Wärme für denselben eintraten, doch im Allgemeinen der angeblich bestehenden Mißstände im Apothekenwesen und gegen eine Neuregelung des letzteren verlangten. Desgleichen kam auch in verschiedenen freisinnigen und volksparteilichen Zeitungen die Apothekenfrage zur Behandlung, und fast durchweg mit einer Fülle von Mißgunst gegen die bestehenden Verhältnisse und Personen in diesem Stande.

Es dürfte ja den Lesern dieser Zeitung bekannt sein, daß sich die beiden parlamentarischen Körperschaften schon des Oestern mit der Apothekenfrage beschäftigen mußten. Das geschah aber im großen Ganzen nur auf Veranlassung von Anträgen, die aus dem Stande selbst hervorgingen.

Jetzt hat sich die sozialdemokratische Fraktion entschlossen, auch die Apothekenfrage anzuschneiden. Sie beantragt die Verstaatlichung des gesammten Apothekenwesens.

Nun muß man sich doch fragen, ob denn die Zustände im Apothekenwesen so gebieterisch eine derartige eingreifende Umänderung verlangen. Daß im Apothekenwesen ebensogut Mißstände bestehen wie in jedem anderen Werk aus Menschenhänden, bedarf ja gar keiner neuen Bestätigung; aufgebauscht und gehässig übertrieben erscheinen aber alle Behauptungen, die dem Nichteingeweihten etwa vorspiegeln wollen, die Gesammtheit leide unter den gegenwärtig bestehenden Apothekenverhältnissen. Es sind auch unseres Wissens aus den Reihen der Gesammtheit noch sehr wenige Anklagen gegen die bisherigen Zustände erhoben worden. Die Preise der Arzneimittel, die bekanntlich für ärztlich verschriebene durch gesetzliche, für die im freiwilligen Verkauf abgegebenen durch freiwillige, auf Uebereinkunft beruhenden Taxen geregelt werden, sind im großen Ganzen gewiß nur mäßige zu nennen. So steht beispielsweise fest, daß der Durchschnittspreis einer nach ärztlicher Verordnung bereiteten Arznei sich im ganzen Reiche auf nur 85 Pfennig stellt. Auch die übrige Behandlung des die Apotheken aufsuchenden Publikums ist zu wesentlichen Klagen nicht geführt. Im Allgemeinen steht die **deutsche Arzneibereitungskunst** in ihrer **gewissenhaften und prompten** Ausführung als von den Pharmacien anderer Länder **unerreicht** da. Das Einzige, was an unseren Apothekenwesen und namentlich von den älteren, noch nicht zu Selbstständigkeit gelangten Apothekern auszusetzen ist, das ist die gewisse beschränkte Zahl der Apotheken und in Folge dessen der hohe Werth der einzelnen verkäuflichen Apotheken. Indeß die Gesammtheit hat darunter in keinem Falle zu leiden, und gerade hier ist der Punkt, wo gewissenlose Hetzer den Hebel ansetzen zu können glauben, auf das nicht eingeweihte Publikum mit ihren Vorspiegelungen einzuwirken. Gesetzt auch, es habe ein Apotheker sein Geschäft viel zu theuer gekauft, so kann das vielleicht ihn, seltener schon seine Gläubiger ruiniren; dem einzelnen Kunden des Apothekers kann es aber nie Schaden bringen. Für die Gewissenhaftigkeit — einzelne lückige Schafe giebt es und wird es überall geben — bürgt die gesetzlich vorhandene Beaufsichtigung und im Allgemeinen auch der gute Ruf der deutschen Apotheken.

Man sieht also, was es mit der Phrase: „Der letzte Nothgroschen der ärmeren Bevölkerung muß dazu herhalten, den seine Apotheke viel zu theuer bezahlt habenden Käufer über Wasser zu halten!" auf sich hat.

Ohne in eine weitere Auseinandersetzung der verschiedenen rechtlichen Grundlagen, auf Grund welcher die Apotheken in Deutschland betrieben werden, einzugehen, sei hier nur bemerkt, daß in Norddeutschland und namentlich in Preußen das Realrecht oder Privilegium neben der verkäuflichen und in letzter Zeit nur mehr bedingt verkäuflichen (nicht vor Ablauf von 10 Jahren und nur im Falle direkter Nachkommenschaft) Personalkonzession, in Süddeutschland hauptsächlich die mehr oder weniger reine Personalkonzession neben dem noch bestehenden Realrecht anzutreffen sind. Es ist bekannt, daß Ausgangs der sechziger Jahre gelegentlich der Einführung der Gewerbeordnung die Niederlassungsfreiheit für Apotheker nur an einem Haare hing; seitdem ist ja viel Wasser in den von liberalen wirthschaftlichen Ideen erfüllten Wein geflossen, und die Möglichkeit einer späteren Niederlassungsfreiheit für Apotheker erscheint bei allen Zeichen unserer vom Protektionismus angekränkelten Zeit völlig ausgeschlossen. Man weiß ja, die Verhandlungen über die endgiltige Regelung des Apothekenwesens dauern zwischen den betheiligten Bundesrathsfaktoren schon Jahre lang. Der Altreichskanzler brachte der Angelegenheit eine gewisse „Wurschtigkeit" entgegen, der verflossene preußische Kultusminister hielt an der reinen unverkäuflichen Personalkonzession fest und — einigen konnten sich die betreffenden Faktoren nie.

Diese das Apothekenwesen im Allgemeinen ordnenden Fragen — in welchem Sinne sie nun auch immer entschieden werden mögen — kommen indeß wohl die **Apotheker,** nie aber das **große Publikum** wesentlich berühren. Daraus z. B. die Nothwendigkeit für die Verstaatlichung der Apotheken ableiten zu wollen, dürfte ein verfehltes Beginnen sein. Innerhalb des Standes sind es auch nur Wenige, die für eine derartige Reform schwärmen, die größere Zahl will entweder gar nichts geändert haben oder sie strebt nur nach wesentlichen Erleichterungen zur Erlangung einer Selbstständigkeit, die durch in größerem Maßstabe und in gleichmäßiger Vertheilung über das ganze Reich hin erfolgende Neukonzessionirungen von Apotheken geboten werden können.

Wie mag es denn nun mit den Gründen beschaffen sein, deretwegen der sozialistische Partei die Verstaatlichung der Apotheken, nebenbei bemerkt: **ohne fiskalisches Interesse,** durchgeführt haben will? Eine parteioffiziöse Darstellung ließ lange auf sich warten, endlich erschien in Nummer 73 des „Vorwärts" ein Leiter, „die Verstaatlichung der Apotheken", in dem man wohl die authentische Begründung des Antrages zu suchen hat. Man höre und staune: „Das hauptsächlichste Motiv, das den Antragstellern zu diesem Antrage Veranlassung gegeben hat, ist die einfache und natürliche Ueberzeugung, daß die Verstaatlichung des Apothekenwesens die nothwendige Konsequenz der Arbeiter-Versicherungs-Gesetzgebung ist, wie wir sie in der Kranken-, Unfall- und Invaliditätsversicherung haben." Einige Zeilen weiter: „Sollte die Absicht (nämlich auf Kosten der Kassenbeitrag zahlenden Bevölkerung die im Besitze eines Privatmonopols befindlichen Apotheker zu bereichern) bestanden haben, so wäre das jedenfalls eine lustige Illustration zur vielgepriesenen großen Sozialreform." Fast so viele unbewußte und bewußte Unrichtigkeiten als Worte! Was haben die Apotheken mit der Unfall- und Invaliditätsversicherung zu thun, und wo in aller Welt hat man auch der Schaffung von Krankenkassen daran gedacht, den **Apotheker zu bereichern?!** Die Krone setzt sich aber der Artikelschreiber erst auf, indem er auf die wirthschaftlichen Punkte der Sache zu sprechen kommt. Selbstverständlich stellt sich derselbe nur so naiv, als ob er nicht wüßte, daß von dem Reingewinn jeder Privatunternehmer auf Erden doch nur lebt. Der sozialdemokratische Kalkulator berechnet sich also die Arzneistoffe auf Grundlage von Preisverzeichnissen des Großdrogenhandels und der chemischen Fabriken, dann die Gefäße nach den Einkaufspreisen als Glashütte oder Papierwarenfabriken. Den Arbeitspreis für die Anfertigung der Arznei findet er selbstverständlich, nach denselben Grundsätzen berechnet, ebenfalls viel zu hoch. Er sagt sich, ein Apothekergehilfe kann täglich so und soviel Arzneien anfertigen, dafür bezahlt ihn der Apothekenbesitzer mit so und so viel Geld (natürlich nimmt der sozialdemokratische Artikelschreiber das geringste Gehalt, das überhaupt gezahlt wird an), es kostet also die Herstellung der einzelnen Arznei so und so viel für den Apothekenbesitzer. Er zählt die drei Positionen zusammen und wundert sich nun, daß dem Apothekenbesitzer für nichts und wieder nichts eine Summe, die etwa eben so hoch ist wie die für die genannten drei Posten veranlagte, noch hinzu bezahlt werden muß! O heilige Einfalt! möchte man da rufen. Wie verhält es

Ahnen und Enkel.

Von

Georg Engel.

(69. Fortsetzung.)

„Ich meine — nicht Werner — mein Begleiter heißt Carl," stieß sie abgerissen hervor, „Carl führe ich mit mir, und wenn sich auch gewisse Mitchgesichter die frommen Augen aufweinten."

Sie stockte plötzlich, und in ihrem verstörten Sinn blitzte es auf, daß dieses Milchgesicht ihre Schwester sei.

Auch der Baron stand ihr schweigend gegenüber, er sah dem jungen, verstörten Wesen mitleidig ins Gesicht. Plötzlich schritt er auf sie zu und legte ihr beide Hände auf die Schulter.

Louise zuckte zusammen, aber sie ließ es geschehen. Aug' in Aug' fanden sich die beiden sonderbaren Menschen gegenüber, Jeder dem Andern auf eine mahnende Weise ähnlich.

„Louise, warum sind Sie so offen zu mir?" sagte Rassow endlich, „wissen Sie nicht, daß ich Sie unschädlich machen werde?"

Seine Worte waren streng und furchtbar, aber der Ton klang dem unglücklichen jungen Weibe so gütig in das lauschende Ohr, seine Augen blickten sie so theilnehmend an, sie fühlte, daß sie die Augen schloß, um eine heißende Thräne zu verstecken.

„Wollen Sie mich mit dieser Offenheit täuschen, mein Kind?" fuhr der Baron langsam fort — und diesmal tönte seine Rede scharf und bitter.

Verstogen war das aufkeimende Gefühl, Louise zuckte zurück, als ob sie seine Berührung vergifte.

„Weil ich Sie verachte," rief sie wild, „und nun gehen Sie und sehen Sie zu, wer von uns Beiden stärker ist —"

Sie wies mit ihrem plastischen Arm auf die Thür.

„Verlassen Sie sich darauf, armes Kind," antwortete Rassow nachdenklich, „Sie sind es nicht —. Unterdessen bewahre ich über Ihre Aussage Stillschweigen und werde für Sie oder, wenn Sie wollen, auch gegen Sie handeln. Ich bitte, daß Sie mich am dritten Tage erwarten."

„Ah!" lachte Louise, „gehen Sie auch zu Schiff?"

„Sie werden die Güte haben, mich hier zu empfangen!" sagte Rassow mit einer leichten Verbeugung.

Er ging.

Louise packte mit unabänderlicher Entschlossenheit ihre Besitzthümer zusammen. „Diesmal irrt er sich," sprach sie aufathmend vor sich hin, „es giebt etwas, das höher ist als das Schicksal: der Wille."

Und wirklich schien der Wille des seltsamen Weibes das Schicksal zu gängeln.

Still, ruhig, unabänderlich schritt sie neben Werner die letzten Tage her, als sei das, was sie vorhatte, ein unerschütterliches Pflichtgesetz. Mit kurzen, knappen Worten bestellte sie ihren Haushalt und flößte Allen den Eindruck ein, daß es sich um eine lang geplante Reise handele.

Werner that keine Frage mehr an sie, er schien nichts zu hören, noch zu sehen. Ein glänzender Schleier hatte sich vor seine Augen gezogen und ließ ihn wie einen Träumer erscheinen. Stunden lang lag er in einem Sessel und verfolgte mit scheuem Blick die raschen Bewegungen seines Weibes, die um ihn schallete und waltete.

Ob er wußte, was ihm bevorstand?

Schwüle Stille brütete über dem Rathsherrn, keiner sprach mit ihm, weder die Senatorin, weder Rassow noch Carl, und doch war dieses unheimliche schweigende Wollen wie ein reißender Strom, der die am Ufer Stehenden packte und mit sich fortriß.

Als Carl ihren ersten Zettel erhalten hatte, zerriß er ihn verächtlich, den zweiten las er, steckte ihn zu sich und suchte schweren Trittes die Schreiberin auf.

Am Treppenabsatz stießen sie zusammen.

„Nun?" fragte Louise mit einem langen Blick.

„Ich gehe mit," antwortete Carl gedämpft.

Das Weib suchte und ergriff seine Hand, aber der Finstere zog sie zurück. „Es ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß Du . . ."

Carl schwieg und schaute nach oben.

Ein schleichender Tritt wurde hörbar. Werner hatte die Beiden aufgespürt und ging schweigend an ihnen vorüber. Mit unverständlichem Gemurmel trennte sich Carl von seiner Gefährtin.

Er schritt auf sein Zimmer und schrieb einen langen Brief an Anna. Sein ganzes Vergehen war darin enthalten, seine Reue, seine Sühne.

Als er den Brief siegelte, wußte er, daß die enthüllte Wahrheit die Einzigeliebte auf ewig von ihm scheiden würde, daß es für die Unschuld keinen Weg mehr zu ihm gab, und doch war am Schluß ein leiser, ferner Hoffnungsstrahl über die Zeilen gefallen, ein irrender Schein, daß sich ein liebliches Wunder offenbaren und jene silberne Stimme ihm noch einmal die himmlische Botschaft entgegensingen könnte: „Und Du weißt nicht, Du böser Mann, daß in der Liebe ein allmächtiges Verzeihen liegt?"

Inniger Mädchengesang mischte sich mit dem schimmernden Traum, helle Stimmen drangen erlösend in das starre Ohr und in das blutende Herz zog es ein wie klärende Entsagung.

*

Im Unterstock übten die Freundinnen der Braut ein festliches Lied ein, das Geschenk, das sie der scheidenden Freundin zum Verlobniß brachten.

Tante Gusting führte von Altersher bei solchen Veranlassungen die Regie und saß auch heute würdevoll auf einem erhöhten Sitz, während sie, die Partitur als Taktstock gebrauchend, den Chor leitete.

Aber auch in diesem Kreise saß die Verstimmung, und wer deutlich hinsah, der konnte merken, daß die tapfere kleine Fanny gar nicht sang, sondern gelegentlich hoch und tief aufschluchzte und dann den trotzigen kleinen Mund energisch mit dem Taktstock verstopfte, als handle es sich darum, gesangliche Schnitzer vor dem richtenden Auge der Tante Gusting zu verbergen. Aber es handelte sich gar nicht um die Tante, sondern um den Doktor Spatz, welcher der Kleinen soeben wieder eine blutige Beleidigung ins Gesicht geschleudert hatte; unbedachtsichtigt und ungewollt, er selbst ein Opfer finsterer Mächte. So stand er verdutzt in dem Kreise und vermochte die Lösung des Räthsels nicht zu finden.

Unbefriedigt löste sich der Sängerbund; Alt- und Sopranstimme konnten zu keinem Einklang gelangen. Unter der grünen Laterne stand Spätzchen und wartete auf die feindliche Tochter, die er nach Hause geleiten wollte, aber als sie endlich erschien, da stürmte sie wie ein zorniger Sammum an dem verblüfften Doktor vorüber und flog mit ihrem weißen Mantel die Straße hinauf wie eine aufgescheuchte Möwe.

„Glücklich — wem die Götter in herzkränkender Zeit leibliches Bedürfniß verliehen." „Wein, Weib und Gesang" murmelte